Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 48

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Draußen paßten natürlich die Buben auf mich. Durch die Türscheibe hatten sie den ganzen Vorgang erspäht und lockten mir nun von meinem Schatz ab, bis nicht mehr viel übrig blieb für mich.

Eines Tages stund ich wieder in diesem herrlichen Krämerladen!

„Für zwei Zweiräppler Bäredreck" verlangte ich.

„Zeig, hast du Geld?" wollte der schon so oft Gefoppte erst wissen.

Stolz streckte ich ihm die zwei glänzenden Zweiräppler hin.

„Bub, wo hast du die her?" fragte er mich streng und verwundert und blickte mir gar scharf in die Augen.

„Eh, gefunden!"

„Wo gefunden? Lügst mich nicht an, he?" und seine Augen blickten immer strenger. „Wart da!"

Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte. Jetzt, da ich einmal mit Geld in den Laden kam, war's auch nicht recht. —

Vom großen Brand in Mürren. — Brandstätte des Bazars Amstutz und des Hotels Edelweiß. (Phot. C. Jost, Bern)

Nach einigen Minuten kehrte er mit meinem Vater zurück. Du weißt sicher noch, wie streng auch er war.

Nun begann ein scharfes Verhör. Ich mußte mit ihnen gehen und zeigen, wo ich die zwei Napoleönlein — denn solche waren es — gefunden hatte.

Zum Glück sah man unter dem Baum, wo ich das Gold gefunden, noch den deutlichen Abruck davon. So war kein Zweifel mehr an der Wahrheit meiner Aussage. Und erst recht mußten mir die zwei Männer glauben, als sie selbst am gleichen Ort, ein wenig von Erde verdeckt, noch drei weitere Napoleönli fanden.

„Eh, wer kann das Geld hier verloren haben?" wunderten sie sich. Und nach langer Beratung, wie der Verlierer ausfindig zu machen sei, beschlossen sie, ein Inserat im Blättlein aufzugeben.

Auf dieses hin kamen verschiedene angerückt, die das Geld wollten verloren haben.

Natürlich wurden sie von den Gestrengen immer scharf verhört.

„Banknoten oder Fünflieber? Wo verloren?"

Keiner konnte sich richtig ausweisen.

Bis eines Abends ein Jude daher kam, ein kleines, verhutzeltes Männlein. Ich sehe es noch jetzt vor mir.

„Wie viel wars?" wurde er gefragt.

„Fünf oder sechs Napoleönli", gab er zur Antwort.

Der alte Lehmann wechselte einen Blick mit meinem Vater: „Das könnte stimmen!"

„Wo hast du sie verloren?" wurde er weiter examiniert.

„He, unter dem letzten Süßgrauechbaum gegen das Saal hin, muß es gewesen sein. Dort verhandelte ich gestern vor drei Wochen mit dem Breiten-Fritz wegen einer Kuh."

Da war kein Zweifel mehr; das Geld gehörte dem Juden.

Die fünf schönen, glänzenden Batzen wurden ihm ausgehändigt.

Aber was machte das brave Männlein? Gab mir ein Napoleönli, dem Vater eins und dem alten Lehmann eins.

„So, und die zwei andern behalte ich für mich. Dann ist der Kuchen brüderlich geteilt", meinte er.

Die zwei Männer wollten nichts davon wissen: „Das war unsere Christenpflicht, den Verlierer zu suchen."

„Und meine Juden-Schuldigkeit ist es, euch den Finderlohn dafür zu geben. Nehmt das Geld! Ich will's so haben!"

Das ist die Geschichte von den Napoleönli und vom braven Jüdlein", schließt der alte Kirchwalder seine Erzählung. „Erinnerst du dich nicht mehr daran", fragt er meine Mutter.

Bei all dem Erzählen und Zuhören der alten lieben Jugenderinnerungen ist es den beiden so wohl und heimelig geworden und ihre Augen leuchteten.

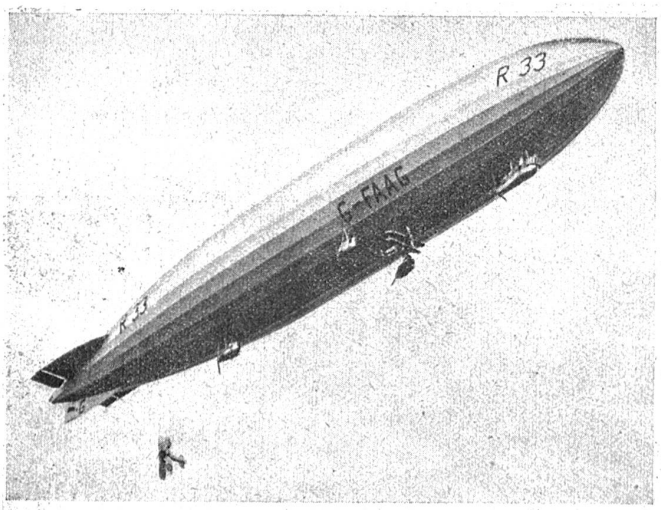
Aus der politischen Woche.

Die erste Kammerwoche in Paris

ist ohne Sensation vorübergegangen. Im Palais Bourbon wurde diesmal nur eine Politik gemacht: die des Frankens. So will es der „Diktator" Poincaré, oder besser will es die von der Hochfinanz diktierte Notwendigkeit. Alle Interpellationen wurden ad calendas graecas verschoben; Poincaré hatte jedem der 60 Interpellanten 5 Minuten zugebilligt; wenn ein Antrag fiel, der ihm das Konzept störte, so stellte er die Vertrauensfrage und siegte dann regelmäßig mit großen Mehrheiten.

Der Franken steigt und steigt; er ist bald bei Punkt 20 angelangt; 100 französische Franken kosten jetzt 20 Schweizerfranken. Geläufiger ist dem Franzosen der Vergleich mit dem englischen Pfund. Vor drei Monaten galt dieses noch 240, jetzt bloß noch 140 französische Franken. Warum steigt der Franken und wozu? Man ist sich nicht recht klar über dieses Steigen. Ist die Frankenhausse über ihr natürliches Ziel hinaus für Frankreich bekömmlich, oder wird diesem finanziellen Versailles Poincarés wieder ein Rückschlag folgen wie dem politischen? Die Annahme ist berechtigt, daß die Spekulanten dahinter stecken, sie kaufen und verkaufen wieder auf Gewinn. Wenn dann die große Masse vom Spekulationsfieber erfaßt ist, ziehen sich die Manager vom „Frankengeschäft" zurück, der Krach folgt und hängen bleiben, wie immer, die kleinen Spekulanten, die sich haben mitreißen lassen.

Daß die Frankenhausse keine natürliche ist, beweist der Umstand, daß trotzdem das Pfund billiger wird, die Einfuhr also leichter ist, die Inlandpreise steigen; steigen so, daß der Auslandstandart beinahe erreicht ist. Wegen dem Wegfallen der Differenz, die den Franken im Inlande kaufkräftiger machte als im Auslande, stockt das Exportgeschäft und stockt die Exportindustrie. Käme jetzt der von ganz Frankreich erwartete Preisabbau — bis heute ist bloß das Brot um sechs Centimes das Kilo billiger geworden — dann würde morgen schon ganz Frankreich in der schönsten Deflationskrise stecken. Aber die hohen Steuern sorgen schon dafür, daß dieser Preisabbau nicht so bald kommt; denn jeder Kaufmann schlägt die 20 Prozent des Einkommens,



Ein fliegender Flughafen.

Wie die Amerikaner so haben auch die Engländer ein Luftschiff, R 33, von dem aus Flugzeuge starten können. Unser Bild zeigt einen eben davon fliegenden Zweidecker; vorn hängt ein zweites zum Abflug bereites Flugzeug.

die er heute dem Staat abliefern muß, zum vornherein auf die Waren; die hohen Warenpreise wiederum halten die Löhne oben und diese bedingen ihrerseits wieder die hohen Preise. Dieser Zustand mag den Haussespekulanten die zuversichtliche Stimmung geben. Anreiz zum Frankenkauf schafft die Regierung selber, indem sie auf 1. Dezember eine unbegrenzte innere Anleihe ausschreibt mit Bedingungen, die gut neun Prozenten Zins gleichkommen. Sie will damit Amerika zeigen, daß sie auf besseres Entgegenkommen für das Schuldenabkommen warten kann und die ausländischen, nur durch die Kapitulation erhältlichen Kredite nicht benötigt. Wie lange aber dann der französische Bürger das Steuerjoch, das ihm Poincaré durch solche Wucherverpflichtungen an die Frankenkapitalisten auf den Hals setzt, tragen wird, ist eine andere Frage. Noch hält die „Union nationale" Disziplin. Die Schuldenfrage ist eben noch nicht in Behandlung. Es wird sich bald zeigen, ob Poincarés Politik der Einschüchterung Amerikas schon Früchte getragen hat. Wenn dem nicht so sein sollte, dann erlebt die Nationale Union zweifellos starke Erschütterungen.

Paris lebt in diesen Tagen des Zuwartens von kleineren politischen Intermezzi. Der 11. November brachte mit der Kammereröffnung auch das feierliche Allerseelen, dessen Mittelpunkt der Place de l'Etoile mit dem Grab des unbekannten Soldaten unter dem Arc de Triomphe ist. Seit der ersten großen Feier von 1921, bei der im Beisein der Minister, Feldherrn und Gesandten der alliierten Mächte die Gebeine jenes unbekannten französischen Soldaten hier in den Boden versenkt wurden, findet alljährlich auf dem Place de l'Etoile die offizielle Feier zu Ehren des Waffenstillstandes vom 11. November 1918 statt. Vor der Regierung und vor General Gourand, dem beliebten Kommandanten von Paris, defilierten auch dieses Jahr die 250 Fahnen aus dem Invalidenpalast und die Truppen. Paris gleicht an diesem Tage einem Heerlager. Auf allen Straßen und Boulevards begegnet man Soldatentrupps, die den Sammelplätzen zustreben, von der Zuschauermenge freudig begrüßt. Auf dem riesigen Place de l'Etoile staut sich die Menge. Sie sieht die Regimenter vor dem Symbol der Vaterlandsliebe vorbeidefilieren und ihm Ehre erweisen. Die Kränze häufen sich zum Berge. Hohe Militärs halten Ansprachen. — Die Zeremonien sind zu Ende. Die Menschenmenge verläuft sich still. Autos jagen wieder im Kreise um den großen Triumphbogen, der mit stiller, großer Gebärde Wache hält über dem Heiligtum der Nation.

In der Vorstadt St. Denis aber demonstrierten am diesjährigen 11. November in militärischer Ordnung, in bolschewistischem Kostüm und mit wilder kriegerischer Musik die Kommunisten und ließen die „Rote Arme" hochleben.

Wenige Tage nachher erlebte Paris ein pikantes Fascistenstücklein. Die „Action francaise", das Organ der Royalisten, steht seit zirka Jahresfrist in schärfstem Gegensatz zu den „Blauhemden", mit denen sie vordem gemeinsame Sache machte. Nun erhielt sie an einem schönen Novemberabend unvermutet den Besuch von etwa 30 Fascisten in ihren Redaktionsräumen, die Scheiben ein- und Stühle kurz und klein schlugen und wohl auch Feuer an die Manuskripte und Akten gelegt hätten, wenn sie nicht auf scharfe Gegenwehr gestoßen wären. Die Redaktoren begegneten nämlich dem Angriff durch Pistolenschüsse und schlugen ihn auch nach lebhaftem Feuergefecht siegreich ab. Die Fascisten zogen mit einem Verwundeten in ihrer Mitte eilig ab, ohne von der Polizei aufgehalten zu werden. Der Gewaltstreich ist für Paris ein Novum, und jedermann ist gespannt auf die Haltung, die die Gerichte ihm gegenüber einnehmen werden. Wahrscheinlich kommen die Blauhemden dabei nicht so glimpflich weg wie bei solchen Anlässen ihre schwarzen Brüder in Mussolinia.

Die Garibaldi-Affäre

ist noch nicht erledigt. Zwar hat Mussolini vor Briand durch seinen Pariser Gesandten die feierliche Versicherung abgeben lassen, daß er die Vorkommnisse lebhaft bedaure und daß er streng darüber wachen werde, daß sie sich nicht wiederholen würden. Der Innenminister Federzoni ist auch tatsächlich in Ungnade gefallen; Mussolini hat die Leitung des Innenministeriums an sich gezogen; er steht nun sechs Ministerien persönlich vor. Aber neues, das fascistische Regime belastendes Material ist der Untersuchungspolizei in die Hände geraten, so die sicheren Beweise, daß Ricciotti Garibaldi mit dem Attentäter Oberst Zaniboni in Verbindung stand, daß er wohl auch diesen Anschlag auf Mussolini auf höheren Auftrag hin arrangiert hat. Das merkwürdige Verhalten der römischen Polizei am Attentatstage wurde dadurch zwanglos erklärt. Anderseits wird auch das Gerücht herumgeboten, daß dieser unrühmliche Träger eines berühmten Namens auch von der französischen Polizei Spitzelgelder empfangen habe. Das würde wiederum die Stille erklären, die jetzt in Paris um den Fall Ricciottis herum eingetreten ist.

Vermischtes.

Die englischen Grubenleute haben wider alle Erwartung die Regierungsvorschläge doch verworfen. Dabei haben aber nur zirka ein Drittel der Arbeiter abgestimmt; denn von der Million Bergarbeitern sind schon 360,000 in ihre Gruben zurückgekehrt, von den übrigen 640,000 blieben zwei Drittel aus Erbitterung gegen den kommunistischen Terror der Abstimmung fern. Das Ergebnis bedeutet den völligen Zerfall der Grubengewerkschaft. Jeder Arbeiter wird nun mit der Leitung seiner Grube persönliche Abkommen treffen müssen; nicht einmal die Distriktabkommen konnten gerettet werden.

Mussolini hat zu seinen neuen Polizeigesetzen die Zustimmung des fascistischen Parlaments gefunden. Eigenartig mutet die Tatsache an, daß sich im Senat einige Herren gegen die Todesstrafe auszusprechen wagten. Mussolini erhielt dadurch den willkommenen Beweis dafür, daß in seinem Staate die freie Meinungsäußerung doch gewährleistet ist, entgegen aller ausländischen Verleumdungen, die das Gegenteil behaupten.

In Polen verlangen die Monarchisten ein Plebiszit über die Staatsform; sie hoffen auf einen Sieg der Monarchie und haben für diesen Fall schon den König in Bereitschaft: den 15jährigen Prinzen Dominikus von Radziwill, für den bis zu dessen Mündigkeit Marschall Pilsudski die Herrschaft führen soll. Pilsudski scheint diesen Plan gutzuheißen.